

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 294.

Donnerstag, den 17. Dezember 1903.

18. Jahrgang.



Wiesbaden, den 15. Dezember.

It Wiesbadener Nennen. Ueber den Stand der Wiesbadener Rennbahn-Angelegenheit wird uns mitgeteilt, daß das Terrain bei Meidenstadt nicht mehr in Betracht kommen soll, trotzdem daselbst schon viel, viel Geld gekostet hat. Man hat, wie bekannt, nunmehr das Gelände am Ostende des Dorfes Erbenheim ins Auge gefaßt, Pläne aufgestellt und Unterhandlungen mit den betreffenden Grundbesitzern gepflogen. Die Besitzer haben sich insofern entgegenkommend gezeigt, als sie Forderungen stellten, die man nicht zu hoch finden wird. Die Erbenheimer und Nordensbacher Gemeindebehörden, die beide beteiligt sind, haben sich den Rennklub gegenüber durch Unterschrift verbindlich gemacht, daß in Frage kommende Gemeindefläche für 3000 M. pro Morgen abzugeben, während die Privatbesitzer an der Forderung von 4000 M. festhalten. Bei dem Gemeindefeld, das noch auf längere Zeit verpachtet ist, müßten eben die Pächter in der gezielten Weise entschädigt werden. Sämtliche Grundbesitzer sind auf 6 Monate gebunden und so dürfte, falls die Gelber für den Kauf bis dahin flüssig werden und die Genehmigung erteilt ist, der Kauf im Laufe des Winters perfekt werden. Das in Frage kommende Terrain liegt im Dreieck zwischen der Staatsstraße nach Frankfurt und dem Wege nach Hochheim unmittelbar am Dorfe Erbenheim und zieht sich bis in die Gemarkung Nordensbach hinein. Es ist vollständig eben und hat etwas leuchten Lehmboden, der sich sehr gut zu Rennzwecken eignet. Nicht nur für das weitere Ausblühen der internationalen Kurstadt Wiesbaden, sondern auch für die Zukunft der Nachbargemeinden wird die Rennbahn zweifellos von großem Einfluß sein. Die Erbauung der elektrischen Straßenbahn Wiesbaden-Erbenheim, die schon so lange auf sich hat warten lassen, wäre wohl die erste notwendige Folge der Rennbahn und die sog. Überbahn (Wiesbaden - Dornburg - Hanheim) dürfte dann auch nicht ausbleiben.

• **Weihnachts- und Jugendkonzert.** Zum Besten der Weihnachtsgescheuerungen im Kinderhort, in der Kinderbewahranstalt, im ev. Rettungshaus und im kath. Waisenhaus. Zum 6. Male rüstet sich die zahlreiche Schülerschar des Beethovenkonservatoriums unter der vielseitigen und erprobten Leitung ihres Direktors Herrn Kapellmeister Gerhardt zu dieser alljährlich in der Weihnachtszeit wiederkehrenden Veranstaltung. Das inhaltreiche Programm bietet wieder eine Anzahl der schönsten auf Weihnachtsfesten sich beziehenden Tonkompositionen, u. a. Etüde aus dem Weihnachtsoratorium von Bach, (Choral „Nicht an du schönes Morgenlicht“) und „Des Heilands Kindheit“ von Verliog (eine reizende Idylle für Tenorsolo mit Orchesterbegleitung), ferner Klavierstücke für kleine Spieler und Kinderlieder unter dem Kollektivtitel „Weihnachtsklänge aus der Kinderwelt“, daran anschließend einige Concertvorträge jugendlicher Schüler des Instituts. Die Chorklasse beteiligt sich mit dem Vortrag zweier reizender Terzettnummern, der Philharmonische Orchesterverein mit der „Weihnachtsouverture“ seines Dirigenten Herrn Kapellmeister Gerhardt. Den Beschluß macht das poetisch-kunstvolle Weihnachtsfestspiel von Franz Boenig „Was die Tannengeister flüsteren“ in welchem die Hauptrolle von einer jugendlichen Künstlerin vom Residenztheater Fräulein Bachmann freundlichst übernommen wurde, während die übrigen Rollen von Schülerinnen und Schülern des Instituts ausgeführt werden. Herr Walter J. Frankbach hat wieder eine ganze Reihe stimmungsvoller lebender

Bilder beigeleuchtet. Jedenfalls verspricht diese Veranstaltung angeht des überaus reichhaltigen und abwechslungsreichen Programms einen für Jung und Alt gleichermaßen genussreichen Abend. Bemerkenswert ist, daß den Jünglingen der obigen Anstalten die Galerie des Saales unentgeltlich eingeräumt ist. Im Interesse des wohlthätigen Zweckes, der bis jetzt jedes Jahr den genannten Anstalten ein hübsches Stimmchen auf den Weihnachtstisch legte, wollen wir der jugendlichen Schaar der Mitwirkenden, die sich mit fleißigen Proben und Studien für ihre Aufgabe vorbereiten, einen recht guten Besuch des Concertes wünschen. (Samstag Abend 6½ Uhr bis 9 Uhr im Saale des kath. Vereinshauses, Dohmerstraße 24). Daß sich diese Weihnachts- und Jugendkonzerte, welche Herr Dir. Gerhardt hier zum ersten Mal ins Leben gerufen hat, ehe man wie jetzt andersorts solche Veranstaltungen offiziell antreibt und begünstigt, schon einer gewissen Beliebtheit erfreuen, bezeugt der rege Vorverkauf der Karten, welcher von kleinen Weihnachtsgeldern betrieblich besorgt wird.

• **Kirchliche Volkskonzerte.** Mit angenehmer, klangvoller Stimme und mit schönem Vortrag sang Fräulein Fannie Vornträger in dem letzten Konzert Lieder von Gummich, Krebs und Plannschmidt. Die Darbietungen der Sängerin fanden allseitigen Beifall. Das Streichquartett der Herren W. Brühl, S. Keller, J. Brühl und E. Simmler spielte in schönstem Ensemble und mit feinsinnigem Vortrag die Kirchenkompositionen von Mozart und ein Weihnachtslied von Stumpf und erreichte durch diese wunderbar schöne, in echt kirchlichem Stile gehaltene Musik alle Zuhörer. Ebenso waren das Violinsolo des Herrn Wam Brühl wie die Orgelsoli des Herrn Wald vollendete musikalische Leistungen, und deshalb dürfen alle in diesem Konzert Mitwirkenden das Bewußtsein haben, den Hörern einen schönen genussreichen Abend bereitet zu haben. Für heute Abend haben die Konzertfängerin Fräulein Nicola Wagner von hier (Alt), sowie Herr Gg. Fein, königlicher Kammermusiker ihre Mitwirkung freundlichst zugesagt. Fräulein Wagner wird außer verschiedenen Liedern auch das Largo vom Döhl mit Orgel und obligater Violinbegleitung singen, Herr Fein Kompositionen von Benedetto Marcello und J. Mengel, worauf Freunde klassischer Musik ganz besonders aufmerksam gemacht werden. Kirchliche Volkskonzerte wie dieses finden jeden Mittwoch Abend von 6-7 Uhr in der Marktkirche bei freiem Eintritt statt.

• **Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung.** Am nächsten Freitag, den 18. Dezember findet im großen Saale des Museums (Wilhelmstraße 20 II) Abends 6 Uhr die diesjährige Generalversammlung des Vereins statt. Außer dem Jahresbericht des Schriftführers über die Thätigkeit des Vereins wird der Museumsdirektor Herr Professor Dr. Nitzel einen Ueberblick über die im verfloffenen Jahre veranstalteten archäologischen Untersuchungen über die Erweiterungen des Museums nassauischer Alterthümer geben. Dieser dürfte wegen der so erfolgreichen Ausgrabungen am Kranzplatz, die uns einen genaueren Einblick in die von den Römern hier angelegten Thermalbäder gestattet haben, diesmal von besonderem Interesse sein. Wenn auch diese Bäder wegen des Neubaus der Wohnhäuser „Engel“ und „Schwan“ leider nicht erhalten bleiben konnten, so ist es doch gelungen sie in einem Modell darzustellen. Dies wird ebenfalls ausgestellt sein und es den Besuchern der Versammlung ermöglichen sich von diesen hochinteressanten Kulturresten aus Wiesbaden ältester Vergangenheit eine anschauliche Vorstellung zu machen. Die weitere Tagesordnung ist aus dem Angehängten ersichtlich. Gäste, auch Damen, sind willkommen.

• **Ethische Kultur.** In der nächsten Sitzung der hiesigen Abtheilung der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur, die diesen Donnerstag Abends 8 Uhr im Promenadehotel stattfindet, werden die „10 Gebote“ von Prof. Staudinger besprochen werden. Gäste, auch Damen, willkommen.

• **Arbeitsnachweis.** Bei den Vermittlungsstellen standen im November in der Abtheilung für männliche 542 Arbeitsgesuche 286 Angeboten von Stellen gegenüber, von denen 224 besetzt wurden.

den. In den Abtheilungen für weibliche lagen 856 Arbeitsgesuche vor; 391 Stellen waren angemeldet und 269 wurden besetzt. Insgesamt waren im November d. J. 893 (im November 1902 915) Arbeitsgesuche und 677 (657) Angebote angemeldet und wurden 493 (479) Stellen besetzt.

• **Praktischer Zugabeartikel.** Es ist in der letzten Zeit bei unseren größeren Geschäften allgemein Mode geworden, daß man Kunden bei Bareinkäufen kleine Präsente macht. Meist sind es kleine Spiegel, Kalender, Bücher, Notizbücher usw., die durch entsprechende Aufdrucke, Reklame für das betr. Geschäft machen. Auch das Confectionshaus für Herrenbekleidung Bruno Wandt theilt einen solchen Reklameartikel gratis aus, dessen Nützlichkeit auch für das praktische Leben nicht abzupreisen ist, und dadurch dauernden Werth behält. Es ist dies eine neuerfundene Fleckenseife mit deren Hilfe jegliche Flecken aus den Kleidern und Stoffen überraschend schnell entfernt werden, ganz gleich ob es Theer-, Oel-, Schmier- oder sonstige Schmutzflecken sind. Eine Gebrauchsanweisung ist auf der Papierhülle angegeben und sehr leicht zu handhaben. Die betr. Fleckenseife hat sich infolge ihrer unbedingt sicheren Wirkung schon viele Freunde erworben und wird darum stets mit bestem Erfolg ein Reklameartikel für obige Firma sein.

Rneipp's Heilkräuter, sowie alle Spezial- zur naturgemäßen Heil- und Lebensweise führen Sie am sichersten besten und billigsten in dem dazu eigens eingerichteten Spezialgeschäft 1716

Rneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59.

Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße 103 I.



Gründet und rekonstruiert am Plaque.

Gründl. Unterricht in: ein-, doppelt-, amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskunde, Kontopraxis, Schönschreiben, Stenogr., Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlungen. Stellenvermittlung kostenlos. Die Damenkurse werden von Frau E. Schreiber geleitet. 7445 Die Direktion.

Meine Herren-

Anzüge und Paletots in neuesten Stoffen u. Façons sind auf Credit billig verkäuflich.

Bequeme Zahlungsweise. 346

J. Jttmann, Bürenstr. 4. I.

Ab 1 Januar 1904 befindet sich die Landw. Central-Saatstelle von

Joh. Georg Mollath, Samenhandlung und Samenbau, Marktstraße 12 (früher Höss), gegenüber Rathskeller. Abtheilung für Pflanzfrüchte und Vogelfutter. 1403

Praktische Weihnachts-Geschenke.

Damen-Hemden mit Spitze 1.50, 1.75 etc.
do. mit Handfeston 2.— an.
do. mit schönen Stickereien 2.—, 2.75, 3.—, 3.50, 4.—, 4.50.
Damen-Beinkleider 1.40, 1.75, 2.— etc.
Damen-Nachthemden 3.50, 3.75, 4.— etc.
Anstandsrocke 2.—, 2.50, 3.— etc.
Spitzenrocke 5.50 bis 60.—
Tuch-Rocke, Moirée-Rocke.

Taschentücher.

Reinlein., Hohlsaum, Dtz. 4.50.
Reinl., sol. Tücher Dtz. 5.—, 6.— etc.
Fertige Tücher mit Namen Dtz. 5.—
ff. Madeira-Tücher ½ Dtz. in Carton 6.75.

Schürzen.

Hübsche Zierschürzen 70, 1.— bis 25.—
Elegante „ 2.—, 3 bis 20.—
Hausschürzen mit Träger 1.— an.

Handtücher per Dtz. 5.— an.

Küchentücher, gesäumt, Dtz. 2.50 an.

Tischtücher, ges., Stück 2.— an.

Servietten dazu Dtz. 5.50 an.

Theegedecke von 5.—, an, gute Größe.

Farbige Bettbezüge 3.75, 4.50.

Prima weisse Satinbezüge 4.50.

Kissenbezüge, weiss, 1.25, 2.— etc.

Betttücher, 2.25, lang, 2.50 an.



Elegante Leibwäsche, ächte Pariser und Wiener Modelle.

Moderne Gedecke nach Künstler-Entwürfen.

Prachtvolle Daunendecken.

Kataloge zu Diensten über: Braut-Ausstattung — Baby-Ausstattung — Herren-Wäsche.

Webergasse 30.

Theodor Werner,

Leinen- und Wäsche-Haus, gegr. 1868.

Ecke Langgasse.

1576

Heilmagnetismus und Hypnotismus. Von Rob. H. Müller, prakt. Magnetopaths und Hypnotiseur, Wiesbaden. Haben wir es hier mit einem Heilfaktor, welcher unter zwei verschiedenen Namen segelt oder mit zwei streng von einander getrennt zu haltenden Heilfaktoren zu tun? Im großen Publikum herrscht hierüber noch so manche verdrehte Ansicht und in vielen Fällen wird dieselbe von wissenschaftlich gebildeten Ärzten direkt unterstützt und verbreitet, daß es sich wirklich lohnt, einmal aufläuternd einzugreifen und zu beweisen, daß Heilmagnetismus auch Lebensmagnetismus oder Mesmerismus genannt und Hypnotismus zwei ganz verschiedene Heilfaktoren sind, welche absolut nichts miteinander gemein haben. Der Heilmagnetismus ist so alt wie das Menschengeschlecht und zu allen Zeiten gab es Menschen, welche befähigt waren, durch Auflegen ihrer Hände und Bestreichen der erkrankten Körperteile Krankheiten zu heilen. Die ältesten Spuren von magnetischen Heilungen, das sind Heilungen hervorgerufen durch Lebenskraft-Übertragung, finden wir in den Urakten zu Griechenland und in den römischen Sybillen. Wir begegnen den ersten, in modernem Sinne exakt beglaubigten magnetischen Heilungen, bei dem 1828 in der Grafschaft Waterford geborenen irischen Edelmann Valentin Greatrakes, der die Gabe besaß, durch Berühren mit seinen Händen alle möglichen Krankheiten zu heilen. Er wurde im Jahre 1866 vom König nach London berufen, woselbst er eine eigene Klinik eingerichtet bekam. Das erste Zeugnis über Greatrakes' Heilungen stammte von dem Bischof George Rust von Downmore in Irland aus, indem er sagte: er sei drei Wochen bei Greatrakes gewesen und habe sich von den wunderbaren Heilungen überzeugt, es scheine ihm, als ströme aus Greatrakes' Körper etwas Heiliges. Weitere Bezeugen dieser Heilungen waren die Ärzte: Brehm, Hirtel, sowie der berühmte Physiker Robert Boyle, Präsident der Königl. Gesellschaft der Wissenschaft zu London. Den meisten Lesern dieses Aufsatzes dürfte aus der Bibel her bekannt sein, daß es in früheren Jahrhunderten Könige gab, welche in dem Glauben standen, eine besondere Heilkraft zu besitzen. Die Kranken wanderten jedes Jahr einmal zu diesen Monarchen hin und ließen sich heilen. Im Londoner Anzeiger vom Jahre 1644 im Mai findet sich sogar eine öffentliche Aufforderung vom Könige ausgehend, dahin lautend: da seine geheilte Majestät momentan am Heilen verhindert sei, die Kranken erst im September nach London kommen mögen. — Ebenso findet sich in einem Gebetbuche aus der Zeit Karls I. ein allgemeines Kirchengebet, worin Gott angerufen wurde, dem Herrscher auch fernerhin die Kraft, Kranken durch seine Berührung zu heilen, erhalten zu wollen. — Was dahin war die Behandlung durch Heilmagnetismus eine rein traditionelle gewesen; man forschte nicht nach dem Zusammenhange der Ursache, der Erscheinungen und des Resultates. Man nahm die Sache so einfach wie sie lag. Die Heilungen konnten nur durch Ausrufe, Priester, Päpste und Könige erfolgen. Die einzelnen Zerknirschungen wurden zum ersten Male zu einem System zusammengefaßt und methodisch in der Krankenbehandlung verwertet, durch den deutschen Arzt Dr. Anton Mesmer, welcher im Jahre 1765 mit seiner Lehre vom tierischen oder animalischen Magnetismus hervortrat. Mesmer, welcher zur Entdeckung des Heilmagnetismus ein raffineses fast 16jähriges Studium gebrauchte, wurde auf Grund seiner Entdeckung und besonders seiner Heilerfolge halber, von seinen früheren Kollegen angefeindet, verhöhnt und verdächtigt. Nach Mesmers Tode, welcher im Jahre 1815 erfolgte, traten nur noch vereinzelt Magnetisierer auf, zum Beispiel: Graf Szapary, Reichart sen., Prof. Dr. med. C. Ennemoser, Prof. Dr. med. Wolfart usw. Erst in der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts gelangte die magnetische Heilmethode im Volke durch den berühmten Magnetopaths Phil. Waldb. Kramer, welcher vor ca. 17 Jahren auch hier in Wiesbaden praktizierte, zu Ansehen. Kramer trat mit entschiedenem Glücke auf und vollbrachte große Heilungen. Er war es, welcher seinen Kampf mit der Schulmedizin schenkte und allen Anfeindungen die Stirne bot, denn seine großartigen Heilerfolge waren ein fester Schutzwall, welcher nicht durchbrochen werden konnte. Kramer sorgte für Verbreitung des Heilmagnetismus durch Ausbildung geeigneter Schüler (auch Schreiber dieses ist stolz darauf, ein Schüler Kramers gewesen zu sein) und ebnete so den jetzigen Vertretern des Heilmagnetismus den Boden, obgleich auf diese noch manchen heißen Kampf mit den Vertretern der medizinischen Heilmethode auszufechten haben. Viele bedeutende Professoren und Ärzte treten heute voll und ganz für den Heilmagnetismus ein, aber auch manche giebt es, welche sich nicht überzeugen lassen wollen und mit uns einen steten Kampf führen. Kramer, welcher das hohe Alter von 84 Jahren erreichte und bis zuletzt noch zum Heile der Kranken Menschheit tätig war, starb im Jahre 1899 am 12. Juni in Lindenthal bei Köln a. Rh. Die Vertreter und Anhänger der magnetischen Heilmethode werden den Altmeister des Heilmagnetismus nie vergessen und seinen Namen stets hoch in Ehren halten. Die Leser dieses Artikels mögen mir verzeihen, wenn ich von dem Kern der Sache etwas abgesehen bin, jedoch weiß ich dies dem besseren Verständnis halber für notwendig. Das Grundprinzip der magnet. Heilmethode ist, Übertragung der

Lebenskraft des gesunden Menschen auf den Kranken, wodurch der kranke Organismus in seinen Bestrebungen, sich des angesammelten Krankheitsstoffes zu entledigen, unterstützt wird. Der dazu befähigte Magnetiseur überträgt also von seiner Lebenskraft auf den Kranken, wodurch die Kräfte des Kranken gehoben und der Stoffwechsel befördert wird. Dieses Übertragen geschieht dadurch, daß der Magnetopaths seine Hände auf den kranken Körper legt und die einzelnen Körperteile mit seinen Händen sanft bestreicht. Bei der ganzen Prozedur, welche $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde in Anspruch nimmt, wird vom Seiten des Operateurs kein Wort den eventl. Heilerfolg betreffend gesprochen, im Gegenteil wird nach Möglichkeit jede Unterhaltung gemieden. Der Patient sitzt dem Ausüben in völlig wachem Zustande gegenüber und ist mit seinen Gedanken vielmehr gar nicht bei der Sache. Viele Kranke merken, sobald der Magnetiseur seine Hände auflegt, ein deutliches Durchströmen des ganzen Körpers, ähnlich einem elektrischen Strom, welches manchmal so stark empfunden wird, daß der ganze Körper des Kranken vibriert. Wieder andere fühlen ein Wärme- oder Kältegefühl den ganzen Körper durchdringen, sie fühlen sich nach jeder Behandlung kräftiger, der Appetit nimmt zu, der so lang entbehrte Schlaf tritt ein, sie sind wie neugeboren. Manche auch fühlen bei der Behandlung, weil unempfindlich, gar keine direkte Einwirkung und werden doch geheilt. Worin soll nun bei dieser Handhabung die Suggestion oder die Verwandtschaft mit der hypnotischen Heilmethode (hypnotische Suggestion) liegen? Etwa darin, daß der Magnetiseur kein Wort spricht und der Kranke mit seinen Gedanken ganz wo anders weilt? Wenn hier wirklich Suggestion (Willensbeeinflussung) mitwirken würde, wie erklärt man sich dann die Heilung von kleinen Kindern im Alter von 14 Tagen bis zu drei Jahren? Diese Kleinen können doch sicherlich nicht suggestiv beeinflusst werden und können sich auch noch nichts „einbilden“ (das gebräuchliche Wort unserer Gegner). Und solche Kleinen sind durch Anwendung des Heilmagnetismus von allen möglichen Krankheiten geheilt und in vielen Fällen sogar vom Tode gerettet worden. Wie erklärt man sich dann ferner bei Erwachsenen die Heilung von: Bronchialkatarrh, Diphtheritis, Erysipel, Erysipelas, Pleuritis, Kniegelenkentzündung, Geschwüre, Gelenkneuritis, Gebärmutterentzündung, Lungenentzündung, Scharlach etc. etc.? Dieses sind doch alles Leiden, welche man sich nicht einbilden kann und sicherlich nicht durch Einbildung oder durch hypnotische Suggestion geheilt werden können. Der gebräuchlichste Ausdruck unserer Gegner ist, wenn unsere Heilerfolge eine gar zu deutliche Sprache reden, und sie nicht mehr ein noch aus wissen, gewöhnlich der: „Heilmagnetismus existiert überhaupt nicht, wenn die Kranken geheilt worden sind, so geschah es auf suggestivem Wege, also durch Willensbeeinflussung.“ — Wie mancher Kranke hat den festen ausgeprägten Willen, sobald wie möglich wieder gesund zu werden und wird es doch nicht. Der Wille allein kann nicht mehr helfen, wenn die Lebenskraft fehlt. Ich glaube durch Vorstehendes deutlich beweisen zu haben, daß der Heilmagnetismus unter seinen Umständen mit dem Hypnotismus verwechselt werden darf, daß die magnetische Heilmethode eine Methode, einen Heilweg für sich bildet, welcher absolut nichts mit Schlaf und Suggestion gemein hat. — Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, mit einigen Worten den Hypnotismus zu erklären und zu beleuchten, um so auch dem fernstehenden Gelegenheit zu geben, sich über die Sache ein Urteil zu bilden und in Zukunft nicht allem möglichen Humbug und Ammenmärchen, welche über den Hypnotismus im Umlauf sind, Gehör schenken. Auch der Hypnotismus ist uralte. Das älteste Kulturvolk der Erde, die Ägypter oder Sumerier, ein Volk, welches sich bereits 7000 Jahre vor Christi auf einer hohen Kulturstufe befand, kannte den Hypnotismus und wachte ihn in derselben Weise anzuwenden, wie dieses heute geschieht. Die Priester der alten Ägypter, die ja gleichzeitig Ärzte des Volkes waren, hielten ihren Kranken glänzende Metallscheiben vor die Augen und suchten dadurch Schlaf zu erzeugen, welcher die Heilung herbeiführen sollte. Der bekannte Arzt des Mittelalters, Theophrastus Paracelsus von Hohenheim berichtet, daß die Mönche im Kloster Osiach in Kärnten Kranke dadurch geheilt hätten, daß sie dieselben glänzende Kristallkugeln erblickten ließen. Die Kranken wären gewöhnlich in einen tiefen Schlaf gesunken und dieser Schlaf habe ihnen nach dem Befehl der Mönche Genesung gebracht. Später, als allerorten in Deutschland und Frankreich der Scheiterhaufen aufblühte, fiel diese Heilmethode zum Teil der Vergessenheit anheim, denn alle, welche sie ausübten verstanden, mußten befürchten, als Teufelsbeschwörer verbrannt zu werden. Erst Mitte des 17. Jahrhunderts hörte man wieder etwas von Hypnotismus; es war der Jesuitenpater Josef Gähner, welcher die vergessene Heilmethode wieder ins Leben zurückrief. Er erzielte außerordentliche Heilerfolge und sein Ruf verbreitete sich über ganz Süddeutschland und die Schweiz. So machte der Hypnotismus bis zum Jahre 1843 mancherlei Wandlungen durch. Um diese Zeit wurde er wissenschaftlich geprüft durch den Arzt James Braid in Manchester, welcher 1843 sein Hauptwerk über seine angeblich neue Entdeckung erscheinen ließ. Von dieser Zeit ab gelangte der Hypnotismus sehr rasch zu Ansehen und heute gibt es fast keinen gebildeten Arzt mehr, welcher den Hypnotismus nicht als außerordentlichen Heilfaktor anerkennt. Bis vor einigen Jahren

noch wurde die hypnotische Heilmethode von den meisten Medizinern verhöhnt und verlacht, heute jedoch wagt es kein Arzt mehr, die Heilerfolge des Hypnotismus bei den verschiedensten Nervenerkrankungen zu bezweifeln. Hypnose ist Schlaf. Der Zweck der hypnotischen Behandlung ist, den Kranken in Schlaf zu versetzen und ihm in diesem Zustande die Krankheit auszusprechen und Heilung zu versprechen. Dadurch, daß der Kranke schläft, der Schlaf braucht gar nicht sehr tief zu sein, ist sein Kritikvermögen abgeschwächt, er schenkt den Worten, welche der Hypnotiseur zu ihm spricht, erhöhten Glauben. Sie prägen sich mit Klammern in das Gehirn des Schlafenden ein und er empfindet, denkt und handelt später bei Erwachen so, wie der Hypnotiseur es ihm aufgetragen hat. Hier möchte ich gleich einschalten, daß der Hypnotiseur stets alles hört und fühlt, was in dem Schlafzustande mit ihm vorgeht, nur fehlt ihm die Kraft, sich dem Willen des Hypnotiseurs zu widersetzen, es sei denn, daß etwas von ihm verlangt würde, was gegen sein Ehrgefühl verstößt, in diesem Falle ist die Hypnose in den meisten Fällen sofort gebrochen, der Schlafende erwacht und ist wieder Herr seines Willens. Gegen seinen Willen kann kein Mensch hypnotisiert werden, auch gibt es Menschen, welche überhaupt nicht hypnotisierbar sind. Nicht alle Menschen schlafen, auch wenn sie den Willen dazu haben, bei dem ersten Versuche gleich ein, bei vielen gelingt die Hypnose erst nach 2—10 und mehr Versuchen. Vielen fällt es eben sehr schwer, ihren Willen einem anderen unterzuordnen. Die Hypnose wird in den meisten Fällen durch Vorhalten eines glänzenden Gegenstandes hervorgerufen. Der Kranke hat diesen Gegenstand so lange zu betrachten, bis er müde ist und die Augen ihm zufallen. Dieser Augenblick benutzt nun der Hypnotiseur durch ruhig gesprochene Worte den Ermüdeten zu beeinflussen und so den Schlaf zu vertiefen. Ist ihm dieses gelungen, so erfolgen nach einiger Zeit die entsprechenden Heilsuggestionen. In vielen Fällen wird auch die Hypnose dadurch erzielt, daß der Hypnotiseur dem Kranken eine Zeit lang fest ins Auge schaut und dann die Suggestion erteilt, die Augen zu schließen und einzuschlafen. Der so erzielte Schlaf ist ein ganz natürlicher und kann niemals schädliche Nachwehen haben, wenn er von einem sachkundigen Hypnotiseur hervorgerufen und geleitet wird. Man hüte sich deshalb vor solchen Personen, welche hypnotisieren wollen, aber keine praktische Erfahrungen auf diesem Gebiete besitzen. Hypnotisieren kann fast jeder energische Mensch mehr oder weniger, aber durch Hypnose zu heilen ist eine Kunst, welche sich nicht jeder aneignen kann. — Um die Behandlung durch Hypnose auch für den nicht Eingeweihten besser zu veranschaulichen, will ich nachstehend die Behandlung von nervösem Kopfschmerz durch hypnotische Suggestion erklären. Nachdem ich den Kranken in Schlaf versetzt habe, beschäufte ich mich ungefähr 10 Minuten, nicht mehr, mit ihm. Dann erst trete ich an ihn heran, lege eine Hand auf seinen Kopf und indem ich mit meiner Hand über die schmerzhaften Stelle fahre, spreche ich zu ihm die Worte: Ich nehme jetzt alle Schmerzen fort, die Nerven beruhigen sich. Der Kopfschmerz wird immer weniger und jetzt haben Sie überhaupt keine Schmerzen mehr. Auch wenn Sie gleich erwachen, werden die Kopfschmerzen nicht mehr auftreten. — Nach einigen Minuten mache ich den Schlafenden durch einige Worte wach und die Kopfschmerzen sind und bleiben fort. Ich habe hier den am leichtesten zu behandelnden Krankheitsfall angegeben, natürlich gibt es auch nervöse Erkrankungen, welche erst nach 15—30 und mehr Behandlungen zur Heilung gelangen und wo die Suggestionen sorgfältig ausgewählt und bei jeder Sitzung anders lauten müssen. Der Beweis, daß Heilmagnetismus und Hypnotismus zwei ganz verschiedene Heilfaktoren sind, welche absolut nichts miteinander gemein haben, dürfte durch vorstehenden Auslass für jeden, der sich überzeugen lassen will, erbracht sein und bin ich erdacht, eventl. noch näher resp. eingehender auf dieses Thema einzugehen. Daß beide Heilfaktoren nicht alle mediz. Ärzte zu Freunden und Anhängern zählen, ist auch erklärlich und mit den menschlichen Schwächen zu entschuldigen. Es kann jemand ein tüchtiger, brauchbarer Arzt sein, dabei aber keinerlei Fähigkeit zur Ausübung der magnetischen oder hypnotischen Heilmethode besitzen. Ich schließe mit den Worten Goethes: Gran, theurer Freund, ist alle Theorie — Und grün des Lebens goldner Baum, was wir die Praxis nennen wollen. Denn wahrhaft berufen über eine Sache und ihren Werth zu sprechen, kann nur der Praktiker sein. — Und Praktiker im höchsten Sinne des Wortes ist doch wohl in Sachen des Heilmagnetismus und Hypnotismus der Magnetopaths und Hypnotiseur.

1840

Schaum muß bei einer Seife da sein, reichlicher Schaum sogar. Nur gute Seife giebt einen solchen, und man kann daher schon nach ihm urteilen. Sehen sie stets darauf, daß Ihre Seife schäumt, denn nur dann ist sie das dafür bezahlte Geld wert. „Sunlight Seife“ ist bekannt für leichtes kräftiges Schäumen, das schon mit wenigem Reiben erzeugt wird. In diesem Umstand liegt auch der Grund der Billigkeit der „Sunlight Seife“, da sie sparsam verbraucht werden kann.

Verkauf zu enorm billigen Preisen

unseres gesamten Warenlagers nur bester Qualitäten bestehend in:

Herren-, Jünglings- und Knaben-Anzüge, Paletots, Mäntel, Capès, Schlafrocke, Joppen, Hosen, Sweaters etc.

Gebrüder Bastian, Spezialhaus für elegante Herren- u. Knabenbekleidung,

BINGEN a. Rh., 3 Speisemarkt 3.
LINBURG a. d. Lahn, 2 Obere Grabenstrasse 2.

WIESBADEN, 27 Kirchgasse 27.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 294.

(2. Beilage)

Donnerstag, den 17. Dezember

1903.

Der rothe Hof.

Kriminal-Roman von Adalbert Reibold.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Und drinnen, in der sogenannten Brunnstube des Wendelhofes, stand ein offener Sarg, über welchen eine Matrone mit gefalteten Händen sich in Gebet und Thränen beugte. In dem Totenschrein lag der Wendelhofbesitzer, jung und infolge eines Unglücksfalles rasch gestorben, obwohl der Arzt damit getröstet hatte, daß der schwindsüchtige Mann das nächste Frühjahr doch nicht mehr erlebt hätte.

Wenn nicht die Lippen der betenden alten Frau sich bewegt hätten, wenn nicht unaufhaltsam schwere Thränen aus den glanzlosen Augen der Matrone geflossen wären, man hätte meinen sollen, die todte Mutter habe sich über den todtten Sohn gebettet.

Die über den Sarg gebeugte Alte hatte es nicht bemerkt, daß die Thüre sich leise öffnete und ein Kind, ein kleines Mädchen, still eingetreten war.

Das kleine Mädchen mit den großen blauen Augen, den dunkelblonden langen und breiten Flechten mochte kaum fünf Jahre alt sein.

Die Kleine sah sich ängstlich um, als sie behutsam die Thüre zumachte, — noch ängstlicher betrachtete sie das lange schwarze Bett, über das die alte Bäuerin sich beugte.

Fast geräuschlos stellte sich das Kind an die Seite der Alten und salbete, als es sah, daß diese zu beten schien, ebenfalls ganz andächtig die kleinen Hände.

Das kleine Mädchen war schwarz gekleidet — es trug die Trauerkleidung, es hatte ja seinen Vater verloren.

Vielleicht mochte ein Schauer in diesem Augenblick durch die Seele des Kindes dringen.

Leise zupfte die Kleine an dem Rock der Alten.

„Großmutter!“ — hauchte ihr Mund.

Die Matrone schreckte empor, sie blickte mit glanzlosen, tränensternen Augen zur Seite, sie sah ihre kleine Enkelin.

„Martha!“ — zitterte der Mund der Alten, „liebes Kind, warum bist Du nicht bei der Anna geblieben?“

„Die Anna ist hinausgegangen und ich fürchtete mich“, antwortete die Kleine. — „Ich suchte Dich, Großmutter, und der Friedrich sagte, Du seiest zum Vater gegangen, der todt wäre. Du sagtest mir heute früh, er schlief; ich will ihn küssen, ihn lieb haben, wie ich es sonst gethan.“

„Der gute Vater — Martha, ist droben im Himmel, beim lieben Gott“, weinte die gläubige Alte, „von dort sieht er auf uns herab, nur können wir ihn nicht mehr sehen.“

Das Kind hatte sich auf die Fußspitzen erhoben, ihre kleinen Hände klammerten sich an die Sargkanten — sie sah dort den Todten.

„Da ist ja der Vater!“ rief Martha und faßte die Hand der Leiche, zog aber erschreckt die ihre zurück. „Du, wie fast der Vater ist, und wie er so ganz daliegt, wie die todte Mutter des Bettel-Jakobs im Dorf, die sie aus dem Moorsee gezogen und nachher auch in einen Sarg legten und fortführen. — Armer, armer Bettel-Jakob, wie weinte ich mit, als er weinend hinter seiner todten Mutter herlief.“

Die Großmutter war auf einen Stuhl gesunken, sie hatte ihre Enkelin auf ihren Schoß gezogen. — Die Alte machte dem Kinde begreiflich, daß der Vater jetzt auch, wie des Bettel-Jakobs Mutter fortgeführt werden würde, und nie wiederkehre, — daß aber die Großmutter für die Kleine Sorge und sie noch mehr lieb habe, wie bisher, so lieb, wie sie der Vater gehabt hätte.

So saßen die alte Mutter und das fünfjährige Kind des bleichen Todten an seinem Sarge, bis die Träger eintraten, bis sie den Deckel hoben, die Leiche damit bedeckten und der Tischler die Nägel des schwarzen Bettes einhämmerte.

Das schöne Weib des Wendelhof-Bauern trat erst ein, als der Sarg geschlossen war.

Die schwarze Trauertracht, welche modern und reich war, hob die Schönheit der Frau noch mehr hervor; ihr Gesicht war bleich und ihren Augen schienen Thränen entflohen zu sein.

„Ich habe nie Todte sehen können, ich würde den Anblick nicht ertragen, meinen Mann im Sarge zu erblicken“, hatte sie zu ihrer Schwiegermutter gesagt; jetzt war der Sarg geschlossen, der eichene Deckel undurchsichtig, Vene brachte den Anblick des Todten nicht mehr zu fürchten.

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung; die Mutter des Verstorbenen, die Greisin, ließ es sich nicht nehmen, mit ihrer Enkelin den Stuhlwagen zu erklettern, und trotz des weiten, beschwerlichen Weges dem todtten Sohn das Geleit zum Kirchhof zu geben.

„Ich habe ihm das Leben gegeben“, schluchzte die Greisin, „der Mutter Pflicht ist es auch, ihr gestorbenes Kind dem lieben Gott selber in den Schoß, ins Grab zu legen.“

Die Frau folgte nicht — die geistvolle Gattin konnte es nicht ertragen, ihren Mann in die schwarze Grube senken zu sehen.

Die Dörfler waren fast alle auf den Wendelhof geeilt. — Jeder nahm Antheil an dem Tode des Bauern, an dem so unglücklichen, raschen Tod. — Franz war, wie sein Vater, ein guter menschenfreundlicher Mann gewesen, zu dem in Noth niemand kam, der nicht Hilfe fand, sowie es in seinen Kräften lag, deshalb auch wuschte manche sonnenverbrannte Hand eine Thräne aus dem Auge, als jetzt der Mann zu Grabe getragen wurde, der ihnen so manches Gute erwiesen, der ihr Freund und Helfer gewesen.

Ein kleiner, achtjähriger Knabe befand sich unter der Menge. trotz des rauhen Herbstwetters war der Kleine nur mit dünnem Leinwandgewand bekleidet; — überdies gewährte das Kind einen eigenthümlichen Anblick. Das schwarze Auge funkelte unheimlich, mit einem Dornensteden, den er zum Treiben der Schafe benutzte, fuchtelte er hin und her, und ließ, trotzdem man ihn abzuwehren suchte, hinter dem Wagen her, auf welchem die Leiche lag.

Der Knabe gewährte plötzlich auf dem folgenden Wagen die alte Bäuerin und die kleine Martha.

„Ho, ho!“ schrie der Knabe, „siehst Du, arme Martha, jetzt fahren sie Deinen todtten Vater auch dahin, wie neulich meine arme Mutter, — ho, ho, Du kannst zum Kirchhof fahren, ich bin

gelaufen, zwei Stunden weit, meine Füße bluteten, als ich in der Nacht wiederkam, denn ich wollte nicht von der Stuhle, wo sie meine arme Mutter hineingeworfen hatten. O, meine Mutter war so gut, Dein Vater auch, er hat mir diese Schuhe geschenkt, und ich durfte mich auf dem Wendelhof satt essen, so lange er lebte — nun ist er todt, und wird hingeworfen, wo sie meine Mutter hingeworfen hatten. — Ich will mit, — ich will meine Mutter sehen!“ — und der Knabe lief neben dem Wagen her.

„Der Jakob wird meiner Seel, eben so toll, wie seine Mutter war“, sagte einer im Gefolge zu dem neben ihm Gehenden. Und vom Wagen aus zeigte der Führer dem Bettel-Jakob verstohlen die Peitsche und rief ihm zu:

„Wenn Du mit willst, Jakob, so sei ruhig und gehe hinten-an bei den Leuten vom Dorfe.“

„Er ist todt — in den Moorsee gestürzt, — hi, hi, — ich hab's gesehen“, murmelte der Junge und ließ den Leichenzug an sich vorüberziehen. „Was soll ich auch mit, — zur Mutter kann ich doch nicht kommen, der Todtengräber hat gesagt, er würde mich todt schlagen, wenn ich wiederkäme.“

Der Bettel-Jakob, wie der Kleine im Dorfe B. genannt wurde, ging langsam zurück; jezt blieb er am Moorsee stehen, wo der Fahrweg besonders schmal war.

„Der Wendelhofbauer todt“ flüsterte er, „hier war es, — ich kam übers Feld, — er hatte den alten Peter vor, dessen Zähne zum Mund heraustraten, der wie mein Spiz fromm ist, und kaum mehr laufen kann; aber das Moorgespennst kam dort aus den Weiden, es wollte den alten Peter in den See reißen, ich sah es, aber Peter sprang hochauf seitwärts, daß der Wagen kippte und der Wendelhofbauer stürzte kopfüber in den Moorsee. Ich hab es gesehen, aber ich darf nichts sagen, denn sie sagen: Wer das Moorgespennst sieht muß schweigen wie das Grab, sonst stürzt man selber in den See, und Jakob will noch leben.“

Der Bettel-Jakob lief querfeldein, während der Leichenzug seinen traurigen Weg nach dem Friedhof der Landkirche verfolgte, welcher der Wendelhof eingepfarrt war und der dicht vor dem Städtchen A. lag.

Der Wendelhof war wie ausgestorben, hätte nicht der große Kettenhund von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knurren, das sich in ein häßliches Geheul verlor, ausgestoßen, man hätte glauben können, keine lebendige Menschenseele sei in dem Bauernhause und in den Scheunen zu finden.

Und doch schritt jmand durch die Räume drinnen, dies war die Bäuerin, die Herrin des Wendelhofes.

Das schöne Weib war allein mit der Kuhmagd und dem Pferdejungen auf dem Hof geblieben; sämtliche anderen Domestiken gaben dem verstorbenen Bauern das Geleit.

Die Bäuerin schritt gehobenen Hauptes von einem Raum in den anderen, sie durchwanderte selbst die Scheunen und Ställe. Ihre Gedanken hingen sicher nicht an dem Todten, der noch auf der Strecke zwischen dem Wendelhof und seinem Grabe unterwegs war; — sie hatte ihren Mann niemals wahr und echt geliebt, sie hatte nur den reichen Hofbesitzer geheirathet, um Herrin zu werden, und als solche fühlte sie sich jezt erst, wo ihr Gatte todt war.

Ein lästiges Band war der Todte für sie gewesen, zumal seitdem er zu fränkeln begann; jezt war die Last von ihr gewälzt, sie war Herrin ihrer selbst und konnte zwanglos schalten und walten, wie sie wollte.

Als die Bäuerin aus der großen Thür des Wohnhauses trat und rechts nach einer Scheune über den Hofplatz gehen wollte, heftete sich ihr Blick an eine Hauschwelle; erschrocken, ja fast wie angewurzelt blieb sie stehen, — an dieser Schwelle, kaum einige Schritte von der Thür ab, befand sich ein langer, rother Streifen auf der sauberen grünen Oelfarbe, — es war Blut. —

Die Frau saßte sich, ging raschen Schrittes in die Scheune und rief hier laut die Magd.

Als diese erschien, befaß sie in kurzem Tone, die Schwelle an der Stelle zu reinigen, wo an dem Unglücksabend die Tagelöhner den Bauern hingelegt hatten, um gegen die Thür zu pochen, welche verriegelt war. Sie schalt, daß es nicht schon geschehen sei.

„Der Fleck geht nicht ab“, erwiderte das Mädchen, „wir haben schon gestern, als die Bäuerin es befaß, alles versucht, das Blut muß sich in die Farbe gefressen haben.“

„Versuche es noch einmal und schabe den Fleck mit der Hacke oder einem Messer weg“, entschied die Bäuerin und ging dann in die Scheune, wo rechts und links die Kuhställe sich befanden, hinter welchem nahe an hundert der schönsten Kühe ihr Futter verzehrten, oder wiederkäuend und von dieser Arbeit ausruhend sich wohlgefällig auf die weiche Streu gelagert hatten.

Als die Hofherrin ins Haus zurückkehrte, fand sie die Magd beschäftigt, den Fleck mit einer Hacke wegzuschaben; sie ging rasch vorüber, die Diele entfang; als sie jedoch an der Stuben-

thür vorüberschritt, hinter welcher noch vor einer Stunde ihr todtter Ehemann im Sarge gestanden, durchfröstelte es die Frau.

Der Wendelhofbesitzer ruhte schon eine geraume Zeit im Grabe, aber noch war das Trauerjahr nicht abgelaufen, als in dem Hofe schon allerlei darüber gesprochen wurde, daß es wohl bald auf dem Hofe eine Hochzeit geben würde. Die Leute begriffen zwar nicht, daß die junge Frau so rasch ihren braven Mann vergessen können, und zwar eines dahergelaufenen Menschen wegen, von dem man nichts wußte, als daß er sich selber für einen außerordentlich rationalen Landwirth hielt und Tagelöhner und Gesinde aufs grösste behandelte. Dieser Freier der hübschen Bäuerin war niemand anders, als der Verwalter, den der verstorbene Hofbesitzer schon bei Lebzeiten genommen hatte.

Die ehrlichen Dorfbewohner begriffen die Bäuerin nicht, — ihr verstorbener Mann war ein schamder, seiner Bursche gewesen, als er die Feldhüters-Lene heirathete und mit Leichtigkeit hätte er zehn der hübschesten und reichsten Bauerntöchter zugreifen können, wenn er ihnen als Brautwerber gegenüber getreten wäre; es war also kein Wunder, wenn die Feldhüter-Lene damals, als der schamde, reiche Bauernsohn dem armen, in zweideutigem Ruße stehenden Mädchen von hundert anderen den Vortzug gab, doppelt beneidet und mißgünstig betrachtet wurde.

Doppel unbegreiflich deshalb war es allen, daß die Frau, welche einen eben so hübschen, als guten Mann gehabt hatte, jezt die Augen auf den rohen verben Verwalter warf, der nichts weniger als ein schamder Mann zu nennen war.

Und doch war dem so, zwischen der Besitzerin vom Wendelhof und deren Verwalter bestand ein intimes Verhältniß, ja, dasselbe hatte schon lange bestanden, ehe die Leute es von Mund zu Mund trugen.

„Ankraut wird niemals Weizen“, sagten die älteren Dorfbewohner, — wie ist es nur möglich, die Trauer auszuziehen und gleich an Hochzeit zu denken, wenn der erste Mann nicht nur ein braver Mensch war, sondern obendrein auf eine so schreckliche Art zu Tode gekommen ist? —

Und wahrlich, schrecklich genug war der Anblick gewesen, als zwei Tagelöhner, welche vom Winde spät abends heimkehrten, am Rande des düsteren Moorsees das Hintertheil des Wendelhofes Wagens in den Schlamm gesunken fanden, während das Lieblingspferd des Hofbesizers ängstlich wiehernnd dastand und sich nicht zu rühren wagte, und sie nun den todtten, im Moor erstickten Wendel auf den Hof getragen und neben der Thür auf den Boden gelegt hatten. ?

Die Tagelöhner pochten aus Leibeskräften an die Thür; die Frau Wendel schlief bereits — seine alte Mutter war die erste, welche mit einer Hängelampe erschien, sie war die erste, welche den Ertrunkenen erblickte und bewußtlos neben ihm hinsank.

Wendel war an jenem Tage zur Stadt gefahren, ein notwendiges Geldgeschäft abzumachen. Er hatte einen Knecht mitgenommen, kam aber allein zurückgefahren, da der folgende Tag Sonntag war und der Knecht seine Eltern, welche eine Meile jenseits der Stadt wohnten, besuchen wollte. Wendel hatte einen Beutel mit nahezu fünfhundert Thalern auf dem Wagen; er war noch beim Förster eingespochen und hatte dem alten Jäger erzählt, daß er sich seit dem letzten Sommer wieder wohler fühle und der Bluthusten nachgelassen habe. Er mußte dann das Unglück gehabt haben, keine tausend Schritt vor seinem Hause, vom Wege abzukommen und in den Moorsee zu stürzen; er selber war entveder rücklings vom Wagen gestürzt, oder auch bei dem Versuch, herabzusteigen, in den Sumpf gerathen, — wer wußte es? — Als die Tagelöhner das alte Pferd antrieben und den Wagen aus dem Morast befreiten, da hielt die erstarrte Hand eines Todten eine herabhängende Kette umkrallt, und man zog aus dem schwarzen Moormasser mit dem Wagen zugleich den Leichnam des ertrunkenen Franz Wendel.

Die beiden Tagelöhner, welche den fürchterlichen Unglücksfall entdeckten, ließen Pferd und Wagen stehen und trugen zunächst den Bauern ins Haus, — die Thür war geschlossen. — Sie legten den Körper ihrer Meinung nach behutsam nieder, um die Hockente aufzupochen, — der Kopf des Todten mußte gegen die Schwelle gestoßen sein, denn sonderbarer Weise war am anderen Tage die Schwelle von Blut geröthet, auch der Kopf trug eine Verwundung, wie von einem Stoß oder Schlag her-rührend.

Die Behörde, welcher Anzeige von dem gemacht werden mußte, vermuthete anfangs ein Verbrechen, aber der Beutel mit den fünfhundert Thalern wurde auf dem Wagen gefunden und nicht die geringste Spur war vorhanden, welche auf ein solches schließen ließ. Und doch war und blieb es unbegreiflich, wie der Wagen auf eine so eigenthümliche Weise in den See gerathen war. Der alte Peter, des Wendels Lieblingspferd, auf dessen Rücken er als Knabe geritten, war das älteste Thier am Hofe

und kannte den Weg um den Moorsee herum genauer, wie der älteste Knecht; die Spuren zeigten, daß das Hinterrad des Wagens plötzlich wie gewaltsam vom Wege gerissen sein mußte, denn bis zu dem Unglücksort war das alte Pferd nicht um einen Zoll breit aus dem Fahrgeleise gegangen. Es war nur anzunehmen, daß das Thier plötzlich vor irgend etwas scheu geworden, sich gebäumt und den Hinterrad in den Schlamm gedrängt hatte, bei welcher Gelegenheit Wendel wahrscheinlich das Übergewicht verloren, die Bügel losgelassen haben mußte und kopfüber in das Wasser gestürzt war.

(Fortsetzung folgt.)

Fräulein Oberst.

Humoreske von A. v. Dellew.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Nia! Einen Schleier müßtest du eigentlich haben!“ meinte Frau v. Belzien. „Der Wind zerzaust dir dein ganzes Haar. Du siehst zu unordentlich aus, wenn wir bei Dressell ankommen!“

„Gut!“ sagte der Oberst. „Dann tut euren Gefühlen keinen Zwang an! Ich werde unterdes mit dem General vorausgehen und bei Dressell einen Tisch belegen; aber bleibt nicht zu lange, ich habe mörderischen Hunger!“

Vor dem Restaurant trennten sie sich und die Damen setzten ihren Weg fort. Unter heiterem Geplauder gingen sie über die Linden, die Friedrichstraße entlang, mit vielem Interesse die prachtvollen Läden mustern.

Ein Schaufenster, dessen Riesenplakate „Totalausverkauf“ meldeten, lockte in den Damen den stets vorhandenen Trieb, möglichst billig einzukaufen.

Schleier, zu dem noch „nie dagewesenen“ Ausnahmepreis von dreißig bis fünfzig Pfennig für den Meter lagen in Masse im Fenster, und Nia beschloß, in diesem verlockenden Geschäft ihren Einkauf zu wagen. Da sie kein Geld mitgenommen, drückte ihr Frau v. Belzien eine Mark in die Hand und legte ihr noch ans Herz, sich recht zu beeilen, sie würde unterdes mit ihrer Freundin auf und ab gehen.

Nia kam sich ordentlich großartig vor, in dem großen Berlin selbständig Besorgungen machen zu dürfen, und betrat stolz den Laden. Dienstbeflissen frug sie der Kommiss nach ihren Befehlen.

„Ich bitte, mir Schleier in Preise von dreißig bis fünfzig Pfennigen vorzulegen von derselben Sorte, die im Schaufenster ausgestellt sind!“ sagte Nia, ihre Verlegenheit kühn überwindend.

Seine Devotion wurde merklich herabgestimmt; bei der Geringfügigkeit des Einkaufs fand er es nicht für nötig, ihr einen Stuhl anzubieten.

Mit nonchalanter Haltung legte er ihr das Gewünschte vor, um, als ein neuer Kunde, in Gestalt einer höchst auffallend gekleideten Dame mit rotgefärbtem Haar, geschminkten Gesichtszügen und aufdringlichem Parfüm eintrat, sich dieser ganz zuzuwenden.

Mit dem Instinkt, den jedes feinfühlende weibliche Wesen vor der Verührung mit der Gemeinheit empfindet, trat Nia unwillkürlich einen Schritt zur Seite und sagte, ohne noch viel zu wählen, mit etwas hochmütigem Tone: „Bitte, mir von diesem Schleier abzuschneiden! Was kostet er?“

Der Kommiss, der indes nur Augen und Ohren für die Rotblonde hatte, mit der er sich in eine schälernde Unterhaltung eingelassen, die Nia, solches Tones gänzlich ungewohnt, das Blut ins Gesicht trieb, schnitt, ohne auf Nias Frage zu antworten, den gewählten Schleier ab, wickelte ihn oberflächlich ein und überreichte ihn dem jungen Mädchen nachlässig.

„Wie viel bin ich schuldig?“ fragte dieses nochmals vor Aerger errötend.

„Zwei Mark fünfzig Pfennige!“ war die Erwiderung. „Aber, mein Herr!“ rief sie empört aus, „ich verlangte doch nur Schleier im Preise von dreißig bis fünfzig Pfennigen zu kaufen, kann also doch nur annehmen, daß Sie mir welche in dieser Preislage vorlegen werden!“

„Davon habe ich nichts gehört!“ sagte der Mann höhnisch lächelnd. „Sie haben den Schleier gewählt, er ist nun mal abgeschnitten, folglich muß er berappt werden!“

„Aber so viel Geld habe ich ja gar nicht!“ rief Nia außer sich.

„Ich frug Sie doch mehrmals, was der Schleier kosten soll. Sie haben mir keine Antwort gegeben, sondern denselben einfach abgeschnitten und eingepackt: hätte ich ge-

wußt, daß er so teuer wäre, würde ich ihn doch nicht gewählt haben!“

„Na nun! Machen Sie keine Fismatanten, sondern berappen Sie!“ sagte der Mann grob.

„Ich sage Ihnen ja, daß ich das Geld nicht habe!“ rief das junge Mädchen nun angstvoll aus. „Behalten Sie Ihren teuren Schleier, ich will ihn gar nicht mehr haben!“ Und damit wollte sie den Laden verlassen.

„Oho! Das wäre noch schöner! So 'ne infamige Gaunerei! Die Polizei lasse ich rufen, wenn Sie nicht sofort berappen wollen, das mücht' Ihnen passen!“

Und mit einem Satz war er hinter dem Ladentisch hervor und Nia nachgesprungen, die er noch an der geöffneten Tür mit brutalem Griff am Arm packte und sie mit Gewalt in den Laden zurückzog.

Nia schrie laut auf und blickte verzweifelt auf die vorüberströmenden Menschen, von denen keiner Zeit hatte, sich nach dem jungen Mädchen umzuschauen! War denn nirgends ein bekanntes Gesicht, das sie aus der schrecklichen Lage befreien konnte?!

Ja! Wahrhaftig! Jener Offizier dort — war das nicht Nalis? Ihre ganzen Kräfte zusammennehmend, schrie sie, so laut sie konnte: „Nalis! Nalis!“

Erstaunt, sich hier beim Namen rufen zu hören, blieb der junge Mann stehen und blickte sich um. Noch einmal tönte der angstvolle Ruf: „Nalis! Nalis!“ an sein Ohr, aber diesmal bedeutend schwächer, da der Ladenbesitzer aus Angst vor Unannehmlichkeiten die Tür seines Geschäftes zu schließen versuchte. Aber ein Blick nach dieser Richtung hatte genügt, um zu seinem größten Erstaunen Maria Belzien zu erkennen. Ohne sich länger zu besinnen, sprang er die paar Stufen empor und stand vor dem jungen Mädchen, das ihm aufschluchzend und halb ohnmächtig vor ausgesetzener Angst in die Arme sank.

Ein seliges Bewußtsein des Geborgenseins überkam Nia, und er, glücklich über den Zufall, der ihm die Geliebte ohne sein Zutun wieder in die Arme geführt, drückte sie zärtlich an sich.

Der Ladenbesitzer ließ sich verlegen die Hände, die rotlockige Dame zuckte, ironisch lächelnd, die Schultern, und nun erst kam es den beiden Glücklichen zum Bewußtsein, in welcher peinlicher Situation sie sich eigentlich befanden.

„Was war dir geschehen, Nia?“ frug der Offizier mit zärtlichem Blick auf das Mädchen, das sich, nun errötend, aus seinem Arm befreite — unwillkürlich, als könnte es gar nicht anders sein, das traute „du“ anwendend.

Der Ladenbesitzer diente devot und stammelte unzusammenhängend eine Entschuldigung über die andere: Hätte er gewußt, daß die junge Dame die Braut des Herrn Offiziers gewesen, er hätte ihr selbstverständlich Kredit gewährt — aber man möchte entschuldigen und gerecht sein — es kämen so viele Schwindelen vor u. s. w. u. s. w.

Nun fand auch die Rothaarige es an der Zeit, ein Wortchen einzuschalten.

„Man kann's dem Herrn nicht verargen, wenn er nicht recht wußte, wen er vor sich hatte — die Toilette des Fräuleins ließ nicht darauf schließen, daß es den ersten Kreisen angehörte!“

Nia wurde dunkelrot, und nun blickte auch Nalis etwas frappiert auf ihr Unglückskleid, doch verlor er darüber kein Wort, warf nur den Kopf hochmütig in die Höhe und sagte von oben herab:

„Sie sind nicht um Ihr Urteil gefragt worden! — Das übrige wird sich finden — meine Braut wird mir erzählen, was vorgefallen!“

Und ohne sich weiter um den zerknirschten Ladenbesitzer zu kümmern, reichte er Nia den Arm und führte sie hinaus.

„Welch' ein glücklicher Zufall hat Sie mir in den Weg geführt!“ sagte Nia hoch aufatmend. „Ich habe schreckliche Minuten durchlebt!“ — Und nun erzählte sie ihm den Vorfall.

Nalis war außer sich vor Empörung, daß eine anständige junge Dame solchen Verdächtigungen ausgesetzt sein könnte, und nur mit Mühe hielt ihn Nia davon ab, sich sofort an die Polizei zu wenden.

„Jetzt bin ich ja, dank Ihrer Hilfe, den Klauen jenes Ungeheuers entschlüpft, nun wollen wir uns der schönen Gegenwart freuen!“ sagte Nia fröhlich und sah kindlich zu-
traulich zu ihm empor.

Er drückte ihren Arm zärtlich an sich und sah ihr strahlend in die Augen.

„Sie!? Nia?“ frug er vorturfsvoll.

„Sie wird den Weg verfehlert, jammerte Frau v. Belzien. „O, Gott, wenn ihr nur kein Unglück geschehen ist!“
„War es nicht übrigens dies Geschäft?“ meinte Frau v. Belzien, plötzlich stehen bleibend. „Wir wollen doch mal nachfragen!“

Diesmal hatten sie den richtigen Laden getroffen. Der unendlich devote Kommiss erklarte den Damen die-nernd, das betreffende junge Fräulein sei dagewesen, aber wohl vor etwa zehn Minuten am Arme eines Offiziers, des Herrn „Bräutigams“, fortgegangen — die näheren Details verschwieg er wohlweislich.

„Das kann nicht Ria gewesen sein,“ beunruhigte sich Frau v. Belzien von neuem. „Wer sollte sie begleitet haben? — Ria kennt hier niemand.“

Nach der Beschreibung war sie es jedenfalls — denn im weißen Kleide geht hier selten eine junge Dame am hellen lichten Tage spazieren! Wer weiß, welche Ueber-raschung deiner heute noch wartet, liebe Freundin!“ setzte Frau v. Belzien etwas mokant hinzu. „In Begleitung des jungen Offiziers ist sie sicher gut aufgehoben!“

„Mein Gott! Wer kann's nur sein? Ich beunruhige mich schrecklich!“

„Nun, entführt wird er sie schwerlich haben! Die Zeiten solch romantischer Abenteuer sind vorbei, und ihr seid nicht als solche Nabenknechte verfahren, dem Glück eures ein-zigen Kindes im Wege zu stehen! Gewiß sind beide jetzt schon bei Dressel angelangt. Ich rate, wir schlagen den-selben Weg ein!“ —

Kalis und Ria, als sie Frau v. Belzien vergeblich ge-sucht, waren richtig auf den vernünftigen Gedanken gekom-men, zu Dressel zu gehen, und da sie zu glücklich waren, bei einander zu sein und sich unendlich viel zu erzählen hatten, beeilten sie sich nicht besonders, sondern schlenderten langsam dahin, ohne zu denken, daß man sich über Rias langes Ausbleiben beunruhigen könnte.

So kam es, daß Frau v. Belzien früher anlangte und mit schreckensbleicher Miene entdeckte, daß Ria noch immer nicht da war.

Nur mit Mühe konnte der Oberst einen Zornesausbruch zurückhalten! Wie durfte man das Kind in der fremden Stadt auch nur einen Augenblick allein lassen! Was konnte ihr möglicherweise alles passiert sein!

Schon griff er nach Gut und Ueberzieher, um vereint mit dem General sein Kind zu suchen, als dasselbe freude-trahlend, gänzlich unbewußt der Angst, die ihr laues Ger-Weiden den ihrigen verursacht, mit Kalis zusammen eintraf.

Fast schluchzend vor Aufregung umarmte Frau v. Belzien ihre Tochter. Sie las in deren freudestrahlendem Auge, daß sie das Glück ihres Lebens gefunden, und konnte ihr kaum zürnen; der Kommandeur aber, froh, jemand zu finden, an dem er den mühsam heruntergeschluckten Merger loswerden konnte, wandte sich barsch an seinen Adjutanten:

„Kalis! Wie kommen Sie hierher — und in Begleitung meiner Tochter? — Halten Sie so Ihr mir gegebenes Ver-sprechen?“

Der Offizier wurde dunkelrot vor Empörung über die ihm vor Fremden erteilte Klage und wollte sich schon zu einer heftigen Entgegnung hinreißen lassen, als Ria ihm zuvorkam und, sich ihrem Vater an den Arm hängend, schmeichelnd bat:

„Väterchen! nicht böse sein! Herr v. Kalis ist ganz un-schuldig — im Gegenteil! Er ist eigentlich mein Lebens-reiter, ohne den du deine Tochter vielleicht erst hinter „Schloß und Riegel“ wiedergesehen hättest!“

Und in fliegender Gatt erzählte sie den Eltern ihr Aben-teuer.

Frau v. Belzien umarmte ihre Tochter, glücklich, sie der Gefahr entronnen zu wissen, und der Kommandeur reichte Kalis die Hand.

„Danke, alter Freund, für Ihre Hilfe in der Not, und verzeihen Sie mir alten Brausekopf, daß ich Sie zuerst wortbrüchig schalt! Im Merger war es mir außerdem noch ganz entfallen, daß Sie ja mit Berechtigung hier weilen, da Ihr Kommando dieser Tage hier beginnt. Nun sei alles ver-gessen und vergeben! Kalis, Sie sind natürlich unser Gast! Kellner, noch ein Kubert und eine Flasche eisgekühlten Beuve Cluot, der heutige Tag soll feierlich begangen werden!“

Und als die kleine Gesellschaft gemütlich beieinander saß und die Gläser mit dem schäumenden Raß gefüllt waren, erhob sich der Oberst und sprach:

„Ja! Wie denn anders?“ lachte sie verlegen, „wir sind doch nicht verlobt —“

„Doch!“ behauptete er, „schon seit lange!“

„Davon müßte ich aber doch auch etwas wissen,“ meinte Ria übermütig. „Seit wann denn?“

„Seit dem ersten Kuß — damals vor vier Wochen —“

Ria, weist du das nicht mehr?“

„Doch!“ sagte sie beschämt und senkte das Köpfchen. Dann versuchte sie das ihr peinlich werdende Thema ab-zubrechen. „Wo nur Mama ist? — Sie wollte doch hier auf mich warten! — Ich sehe sie nirgends! Sie wird sich ängstigen wegen meines langen Fortbleibens!“

Frau v. Belzien war indes mit ihrer Begleiterin durch den Menschenstrom, der unaufhörlich die Friedrichstraße auf und abwoagt, immer weiter fortgeschoben worden. In ihrer lebhaften Unterhaltung merkten zuerst beide nicht, daß Ria ungewöhnlich lange auf sich warten ließ. Endlich fiel es Frau v. Belzien doch auf.

„Wo nur das Kind bleibt? Wir wollen doch um-drehen!“

Das war nun leichter gesagt als getan; denn gegen den Strom schwimmen ist bekanntlich eine unangenehme Aufgabe. Endlich gelangten sie, sich Schritt vor Schritt Bahn brechend, langsam vorwärts, aber von Ria war keine Spur zu entdecken, und zum Ueberfluß konnten sie zunächst auch den Laden nicht wiederfinden, in dem Ria verschwunden war. Auf ihre verschiedenen Anfragen in ähnlich aussehenden Geschäften wurde ihnen stets der Bescheid, eine junge Dame in der beschriebenen Toilette sei nicht besonders aufgefallen.

Frau v. Belzien war in großer Aufregung über das Verschwinden ihres Kindes; Frau v. Belzien tröstete sie und meinte, vielleicht wäre Ria, die Fruchtlosigkeit eines gegen-seitigen Suchens einsehend, direkt zu Dressel gegangen, wo sie die Ihren schon vereint glauben würde.

„Meine Herrschaften, ich habe hier an diesem jungen Mann etwas gut zu machen — ich kann es nur dadurch, indem ich ihm das Beste gebe, was ich besitze, und ihm, wie meiner Tochter somit einen heißen Herzenswunsch erfülle!“

Der Leutnant v. Kalis und Fräulein Ria v. Belzien empfehlen sich als Verlobte!

Gurra!!“

Vollständiger Räumungsverkauf

in Metallwaaren

wie:

Kunst-, Luxus- u. Gebrauchsgegenstände

zu ausserordentlich reducirten

Preisen.

! Nie wiederkehrende Gelegenheit zum Einkauf!
solider, erstklassiger und moderner Waare. !

Auf meine Specialitäten: In- und ausland.

Schmuck- u. Lederwaaren

gewähre bis Weihnachten

(trotz meiner anerkannt billigen Preise)

einen Nachlass von 10%.

NB. Der Verkauf findet nur gegen Cassa statt
Vorm. 9—11, Nachm. 3—5 Uhr Extra-Rabatt 5%.

Ferdinand Mackeldey.

Hotel Nassauer Hof — Eingang Wilhelmstr. 48

1170

Das Große Kneipp-Buch,

schönstes
Weih-
nachts-geschenk für Jedermann, reich illustriert und fein gebunden. Preis
Nur 12 Mt. Auch werden die einzelnen Bücher „Meine Wasser-
kur“, „So sollt Ihr leben“, „Testament u. Codizil zum
Testament“ zu billigen Preisen abgegeben.

1170

Kneipp-Haus, Nur 59 Rheinstr. 59.



Nr. 50

Donnerstag, den 17. Dezember 1903.

18. Jahrgang

Seltene Einigkeit.

„Was hat der Reichstag bisher geschaffen?“
So fragen wieder neugierige Laffen.
Er sagte bisher seit seinem Besteh'n
Nur einen Beschluß: in die Ferien zu geh'n.
Und alle Partei'n aus Deutschen Landen,
Die Männer, die sich noch niemals verstanden,
Sie wurden einig rasch, ohne Pause:
„Am 18. geht es schon wieder nach Hause!“

40 000 Dichter!

Vierzigtausend deutsche Dichter,
Und nur einen Pegasus?!
Stammend ruft es ein Herr „Dichter“,
Weltbekannt als Piffitus.
Er spricht er, bei meiner Ehre,
Armer Gaul, du dauerst mich,
Sobiel also, brave Mähre,
Radert man und hubelt dich!
Nun, da ist es gar kein Wunder,
Daß du abgezehrt und matt,
Daß man so viel faden Blunder
Und so wenig Gutes hat!

Wau-Wau.

Schneeflocken.

Gumoreske von R. Wesser.

(Nachdruck verboten.)

„Und das sag' ich euch in allem Ernst — daß mir keiner mit denen auf Daberlow Freundschaft hält,“ schrie hochroten Gesichts der Rittergutsbesitzer Reichhelm auf Birkenfelde in die Küche hinein, in der es blinkte und schimmerte von altem Messing- und Kupfergerät. „Dir vor allem, Fieschen,“ wandte er sich an ein rotwangiges Dienstmädchen, das am Herd stand und Rüben putzte, „befehl' ich, daß du deine Augen wo anders hintust, als auf den langen Kutscher, der hier alle Morgen die Schlempe vorbeifährt. Ich will nun einmal nichts mit denen von drüben zu tun haben — merk't's euch — sonst sollt ihr mich kennen lernen.“ — Dröhnenden Schrittes, mit der den alten Reitern eigentümlichen Breitspurigkeit, ging er zur Tür hinaus. Fieschen schabte mit tränenden Augen ruhig weiter, nur die kleine Greisengestalt auf dem dreibeinigen Küchenschemel, die seit Frau Reichhelms Tode hier gewaltet hatte, richtete ihre alten, guten Augen

auf das zierliche Mädchen, das lachend am Fenster stand. „Ja, ja, Rinning, wollt' sagen gnä'ges Fräulein, Ihnen is das was vors Amüsieren — aber dem Herrn Vater is heil'ger Ernst.“

„Na — Mamsellchen, Grund zur Trübsal kann auch Ihre ängstliche Seele nicht finden. Wir sind bisher ohne diesen Herrn v. Liebenthal ausgekommen und werden's also auch fürderhin fertig bringen. Der Mann, der ganz frisch mit einem Sack voller Ideale von der Universität direkt in die Rittergutsbesitzerstiefeln steigt, kann uns beiden, die wir für's Neelle sind, doch wirklich nicht imponieren.“

„Imponieren — nicht. . . Rinding. . . aber ärgern. Denken Sie sich's bloß mal nach. Bietet da 25 Pfennig mehr pro Tag, und all die ollen Dörfler aus Alt- und Neu-Gramstädt lassen uns mit den Kartoffeln im Stich und gehen zu dem Neuen.“

„Ja, ja, Mamsellchen — ich weiß das alles, — unser Kartoffeln frieren ein, und Vater haßt den Mann als die Ursache des Schadens. Soweit ist alles in Ordnung! Nur in einem hat er nicht unrecht, wenn's ihn natürlich auch nichts angeht. Warum verschleicht er sich eigensinnig allem, was Arbeitskräfte spart. . . denken Sie doch mal an die Daberlow'sche Dingerstreumaschine. . . eins, zwei geht das. . . egal und schön, — und bei uns husten sie sich beim Auswerfen mit der Hand die Zunge fort.“

„Still — still,“ beschwichtigte die Alte. „Lassen Sie das den Herrn Vater nicht hören.“

„Gerade,“ sagte Anneliese Reichhelm sehr bestimmt, „heute noch sag' ich's ihm.“

Das Leben auf Birkenfelde geht trotz dieser oft ausgesprochenen Aergernisse seinen gewohnten Gang. Die angefrorenen Kartoffeln werden zur Brennerei geschafft, wo sie, ohne sonderlich Spiritus abzugeben, verarbeitet werden, und Fieschen trifft sich abends, wenn der „Herr“ mit dem „gnä'gen Frölen“ und dem „Over-Jespelter“ seinen Stat spielt, mit Herrn v. Liebenthals Jochen am Grenzgraben. Und weil die beiden ihre Herrschaft fast so lieb haben, als sich selbst, beschließen sie, eine Versöhnung ins Werk zu setzen. Fieschen ist allerdings weniger hoffnungsfreudig, als ihr hochgewachsener Liebster. „I, laß man, Fieschen,“ sagt er siegesgewiß, „wir kriegen ihn schon. . . morgen geht's auf die Fuchsjagd, und da richt' ich's so ein — daß. . .“ und hihiha lacht er geheimnisvoll. Dann nimmt er sie in seine Arme und küßt sie herzlich.

Und das „morgen“ kam. Ein heller Wintertag. . . mit überladenen Bäumen, auf deren kahler Pracht das Sonengold in schimmernden Reflexen lacht. . . mit der

Freude jedes Jägerherzens . . . frischem Spurschnee. Kling . . . kling . . . himmelt etwas hart an Birkenfelde's Hof vorüber. Reichhelm guckt neugierig von seiner Zeitung auf, und Anneliese tut dasselbe. Ebenso schnell nimmt der alte Herr seinen grauen Kopf zurück. „Natürlich . . . er . . . der Reue . . . jeder vernünftig denkende Mensch hätte den Wagen genommen . . . Da tönt von draußen her ein seltsames Krachen an sein Ohr . . . Jochen ist mit dem leichten Schlitten gerade an den Eckstein gefahren, und der rechte Baum ist gebrochen. Reichhelm lacht, daß die Tränen über seine runden Waden rollen. „Nun können sie sich den Schlitten auf den Buckel nehmen,“ meint er gutgelaunt, „und die zwei Meilen zu Fuß spazieren.“ . . . Nach kaum einer Minute klopft jemand. „Herein!“ schrie Reichhelm, denn er ahnte etwas, als sie der Tag der Rache gekommen. Eine vornehme Männergestalt stand auf der Schwelle. „v. Liebenthal,“ sagte eine sympathische Stimme, und er verneigt sich tief, „der neue Nachbar auf Daberkow.“

So weit hatte Jochen richtig gerednet, aber zu dem folgenden reichte seine Einsicht nicht aus. Reichhelm stand steif und starr, und Anneliese überkam es wie ein leichtes Gruseln. Liebenthal konnte sich offenbar das peinliche Schweigen nicht erklären und kam langsam näher.

„Wir haben nämlich Bedr. gehabt, verehrter Herr Nachbar,“ fing er ein wenig unsicher wieder an, „und da wollt' ich Sie um einen Ader Schlitten bitten, der uns den Patienten nach Daberkow schafft.“

„Sehr freundlich,“ meinte Reichhelm ironisch, und seine sonst gutmütigen Augen begannen förmlich zu funkeln. „Vorher will ich Ihnen aber mal eine kleine Geschichte erzählen: 's war mal ein Bauer, der stieg in einen fremden Gänsestall und stahl sich sechs Tiere, gerade die besten, auf die der Besitzer all seine Hoffnung gesetzt hatte. Ein paar Tage darauf kam er wieder, brach sich das Bein dabei und schleppte sich nun zum Bestohlenen, damit der ihm helfe . . . Was meinen Sie, was der tat? . . . Der machte die Tür auf und sagte . . . raus!“

„Ja, aber,“ sagte der also Angeredete ganz fassungslos, „was soll das? . . .“

„Haben Sie gar nichts gemerkt?“ höhnte der alte Herr, „ob's Arbeiter oder Gänse sind — das ist egal . . . der Bauer sind Sie und der Bestohlene . . . ich . . . Erst haben Sie mir die Leute fortgelugt, und dann haben Sie sich auf dem landwirtschaftlichen Verein über meine veraltete Wirtschaftsleitung lustig gemacht . . . und nun sage ich . . . raus!“

Liebenthal war feuerrot geworden. — „Das ist alles richtig. . . Zum ersten . . . ist sich jeder selbst der Nächste . . . Zum zweiten spricht der vergeudete Dünger und die bültig ausgegangene Saat für mich . . . und wenn ich das nächste Mal zum landwirtschaftlichen komme — wissen Sie, was ich da sage: Ihr denkt wohl, der Reichhelm ist ein Cavalier . . . nein, ein ganz grober, gehässiger Kerl ist er, der nicht mal Gastfreundschaft übt . . .“ Und raus ist er.

Reichhelm pufet, und Anneliese sieht noch immer ein feines Gesicht mit zwei wundervollen dunklen Augen vor sich, die sich bedauernd und verwundert in die ihren senkten.

Reichhelm ist sehr still geworden, nachdem er sich ausgewettert hat. Er konnte die Empfindung nicht los werden, daß die letzten Worte seines jungen Feindes volle Berechtigung hatten, und das fraß an ihm.

Anneliese war auch nicht mehr der immer lachende Sonnenschein . . . am Abend hatte sie einen Grand mit Bieren in der Hand und „paßte“. Das machte die Gestalt, die — Hilfe erbittend kam und die man hinausgewiesen hatte. Außerdem ängstigte sie, ebenso wie ihren Vater, jene Drohung mit dem Publizieren des Geschehnisses im landwirtschaftlichen Verein. Nachmittags war der Vater zur Treibjagd auf Lauchstädt . . . und sie würde denselben Weg gehen, — den Herr v. Liebenthal alltätig nahm, um bei seinen bei der Drainage arbeitenden Leuten zu sein. Und dann . . . dann würde sie ihn innig bitten, den Vater zu schonen und . . . die Kränkung zu vergessen. Sie setzte sich das runde Pelzkäppchen auf und zog die zierlichen warmgefüllten Stiefel an und ging schnellen Fußes durch die lachende Landschaft. — Das Glück war ihr günstig. Nach einer Stunde sah sie seine schlanke Gestalt auftauchen. Er streifte ihr zierliches Gesichtchen mit einem langen Blick und zog tief den Gut. Anneliese blieb stehen.

„Herr v. Liebenthal,“ sagte sie ganz leise. Auch er blieb stehen.

„Mein gnädiges Fräulein?“

„Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen . . . In Birkenfelde hat man Sie neulich schwer gekränkt, und mein Vater grämt sich darüber, ohne es zu sagen. Er hat keine Ahnung, daß ich Sie aufsuche . . . denn ich hab' extra diesen Weg gewählt, um Ihnen zu begegnen.“

Das ehrliche Eingestehen gefiel ihm. „Und nun zu meiner Bitte . . . vergessen Sie die Geschichte und . . . auch das Erzählen im Verein!“

Er sieht ihr süßes Gesicht in heißem Flehen seine Augen suchen . . . und in den blauen Augen zwei helle Tropfen glänzen . . . ihm wird plötzlich sehr heiß . . .

„Natürlich schweige ich über den Vorfall — auch ohne Ihre Bitte,“ meint er endlich, „aber hart war's. . . Wie schön hätte die Nachbarlichkeit sein können an stillen, langen Winterabenden — ein hüben und drüben, — denn ich hab' eine alte gute Tante im Haus. . . Ich hab' Sie alle Tage gesehen,“ fährt er heimlich fort . . . „wie Sie die Bienen fütterten und den alten Mönertsch'sen Essen brachten.“

Sie wurde glühend rot. „Ich . . . Sie niemals.“ „Das glaub' ich gern,“ lachte er, „ich hab' doch heiligen Respekt vor denen aus Birkenfelde und hab' nach Kräften versucht, mich bei meinen Pürschgängen unsichtbar zu machen.“

Sie schied mit festem Händedruck.

„Anneliese — Schlittenfahren,“ kommandierte acht Tage später Herr Reichhelm sein Töchterlein aus dem Wildkeller.

„Ja, Vater, aber es sollen hohe Schneeschanzen liegen, — die Botenfrau bracht's heute mit.“

„I was . . . komm nur,“ meinte der alte Herr, den jeder Widerspruch zur Lat zwang.

Und sie saßen in der warmen Pelzdecke und flogen durch die Winterlandschaft. — Die Flocken fielen still und leicht vom Himmel, als wollten sie zu dem Mann, der ohne Rücksicht die jungen Braunen lenkte, sagen: „Sieh' uns an . . . immer leise und friedlich, und wir schaffen's doch.“

Jetzt tauchten die roten stattlichen Scheunen von Daberkow auf. Reichhelm ließ mit voller Wucht die Peitsche auf die beiden Renner sausen . . . da — sprangen sie ein wenig zur Seite, und bank lagen sie in einer mannshohen Schanze bis an den Hals, der Schlitten kippte um, und die Insassen fielen in den weichen Schnee. „Was nun?“ ärgerte sich Reichhelm, nachdem Anneliese und er vergeblich gezogen und gehoben hatten. Da plötzlich erscheint in langgestrecktem Galopp auf dem schmalen Fußweg ein Reiter. Herr v. Liebenthal . . . „Jetzt kommt's,“ dachte Reichhelm ingrimmig und hörte schon im Geiste das schadenfrohe Lachen des anderen. Doch der zügelt sein Pferd und sagt ganz freundschaftlich: „O — Sie haben Unglück gehabt — ich hol' sofort meine Leute.“ . . . Und sie heben mit Schaufeln und Schippen das leichte Gefährt, und die dampfenden Braunen sind schnell befreit. Liebenthal ist vom Pferd gesprungen und steht dabei. . . Reichhelm ist ganz still, und ihm ist's, als würden seine Augen feucht. Liebenthal tritt auf ihn zu und streckt ihm schlicht die Hand entgegen. „Wenn ich Ihnen jemals wehe getan habe — so bitte ich's Ihnen heute ab, Herr Reichhelm . . .“ Der nimmt die Hand und hält sie ganz fest. . . . Und ich auch, Herr v. Liebenthal. . .

„Und nun kommen Sie mit mir ins Haus,“ bittet der Junge herzlich, „die Braunen müssen abgerieben werden . . . und für uns brant meine Tante schon einen Grog.“ Mit leuchtenden Augen sehen er und Anneliese sich an . . . der alte Herr geht mit.

Sie sitzen in dem vornehmen Zimmer um den runden Eichentisch und schlürfen den braunen Labetrunk. Beim vierten Glas gewinnt Reichhelm seine Sprache wieder und — sie feiern Versöhnung.

Anneliesens Hand ruht unter der Tischdecke mit dem verhüllenden Behang fest und innig in Liebenthals nerviger Rechten, und leise klingen ihre Gläser aneinander.

Als sie scheiden, sagt Reichhelm bittend: „Kommen Sie morgen, Nachbar — ich möcht' Ihnen manches zeigen . . . und die neue Säemaschine sollen Sie sich auch ansehen.“

Sie stehen auf der hohen Rampe — Liebenthals Lippen ruhen auf Anneliesens Hand. . . . „Anneliese,“ flüstert er, „vergib mich nicht — bis morgen.“ . . . Heimlich und weich fallen die Flocken immer noch vom Himmel und hüllen die heiße, jubelnde Liebe der beiden jungen Menschen fest ein.

Vorsicht!

Auch bei den Weihnachtsgeschenken
Sollst du immer darauf denken,
Daß da später unbedingt,
Dein Geschenk nicht Schaden bringt
Statt der Lust und Freude!

Nichters Anker-Steinbaukasten
Nicht für jedes Kindlein paßten!
Mancher Knab' hat sich verrannt
In das Bau'n; ward Spekulant
Und verbarb als „Gründer.“

Auch die schönen Bleisoldaten
Brachten ungeheuren Schaden;
Denn ein Jünglein schwärmte nachher
Allezzeit für's Militär
Und will Leutnant werden.

Hat er aber nicht Moneten,
Um recht nobel aufzutreten,
Hat er mal die Pflicht verlehrt
Wird er, ach, zum Train verfehrt
Und geräth nach Forbach.

Meinen Mädchen — o bedenke —
Niemals eine Puppe schenke,
Denn sie halten ganz geschwind
Solche Puppe für ihr Kind,
Wirklich für ihr eignes.

Leicht geräth ihr Geist in Trübung
Und zur Kindes-Unterschiebung
Ist dann nur ein Schrittlchen bald.
Husch. Da kommt der Staatsanwalt,
Schneidig wie Herr Müller.

Bücher darf man auch nicht schenken;
Denn ein Kindlein könnte denken
Später an Schriftstellerei.
Weh! Es müßte dann dabei
Nach und nach verhungern!

Bau-Bau.

Ein Künstlerstreich.

Humoreske von J. Renaud.

(Nachdruck verboten.)

Mr. Alcibiade Jobinard, der Inhaber eines „billigen“ Restaurants in einer Pariser Vorstadt, war auf die Kunst-Akademiker nicht gut zu sprechen, und üble Erfahrungen hatten ihn veranlaßt, den Herren Studierenden unter keinen Umständen mehr die Zechen zu „stünden“. „Der Kredit ist jetzt tot und begraben!“ Mit diesen Worten pflegte er unsere Bitten um Kredit abzuschlagen. Verdenken konnte man es ihm nicht, denn nur in der zweiten Hälfte des Monats, wenn es in unseren Pörsen bereits Ebbe war, gingen wir zu Jobinard, während wir, wenn wir noch Geld hatten, andere, bessere Restaurants mit unserer Gegenwart beehrten.

Das wurde aber plötzlich anders. Und zwar brachte Mlle. Amenaide diesen Umschlag vor. Mlle. Amenaide war eine junge Dame von auffallender Schönheit, die am Eingang von Jobinards ziemlich ausgedehntem Etablissement an der Kasse saß, und der nach französischer Sitte alles, was im Restaurant verzehrt oder entnommen wurde, bezahlt werden mußte.

Wir, damit meine ich sämtliche Kunst-Akademiker, waren ausnahmslos in die schöne Mlle. Amenaide verliebt, am meisten war das aber mit Daburon, dem Bildhauer, der Fall. Daburon hatte es sich aber zum Prinzip gemacht, nie mehr als für höchstens einen Frances bei Jobinard zu verzehren, der inselgedessen nicht gut auf ihn zu sprechen war.

Beim Eintritt in das Restaurant hatte Daburon die Gewohnheit, Jobinard auf solch nonchalante Art zu begrüßen, als wenn er eine bloße Null gewesen wäre. Dann aber wandte er sich an Mlle. Amenaide, nahm den Hut ab, führte die linke Hand an sein Herz und machte ihr eine höfliche Verbeugung. Oft ging er auch so weit, ihr eine Kußhand zuzuworfen, und wenn Jobinard ihm dann wütende Blicke zuschoß, nahm er eine Schachtel mit Streich-

hölzern oder sonst einen belanglosen Gegenstand vom Buffet und überreichte ihn ihm mit den Worten:

„Sie haben wohl die Güte, mir das recht gut in Papier einzupacken.“ Sodann trat er stolz zu Mlle. Amenaide heran, zahlte seine zehn Centimes und machte ihr noch oben-drein ein paar Komplimente. Wenn er dann aus den Händen von M. Jobinard den Gegenstand seines Kaufes in Empfang nahm, tat er so, als wenn er sich vor Bewunderung gar nicht lassen könnte, und sah den unglücklichen Gastwirt mit Augen an, als wenn eines der sieben Wunderwerke der Welt vor ihm stände.

„Was für eine Brust!“ oder: „Welche Arme!“ oder: „Welche Muskeln!“ rief er, und mit einem lauten Seufzer verließ er den Laden.

Diese Ausrufe wollten indessen gar nicht auf Jobinard passen, denn er war ein häßliches, stark behaartes Männchen von untersehter Statur. Sein Personal konnte sich, wenn es zufällig Zeuge der Bewunderung von Daburon war, eines verstoßenen Sticherns nicht erwehren, und selbst Jobinard mußte dabei erröten. Schließlich fiel der arme Kerl aber doch in die Falle, die ihm dieser teuflische Daburon gestellt hatte. Er redete sich mit der Zeit ein, daß er tatsächlich das Muster männlicher Schönheit wäre, und wenn ein Franzose erst so weit ist, dann gibt es keine Dummheit mehr, die er nicht begehen würde.

Aber auch Daburon war nicht müßig geblieben. Sämtliche Kunstbesessene hatte er für den kleinen Jobinard zu interessieren gewußt, und sie starrten ihn an, als ob er der Apoll von Belvedere gewesen wäre. Jobinard fühlte sich jetzt als eine wichtige Persönlichkeit. Den ganzen Tag über stolzierte er in seinem Lokale herum, oder er stellte sich in möglichst gravitätischer Haltung an die Tür, oder er übte allerhand Posen ein. Und das wünschten wir gerade.

„Ah, Mr. Jobinard, wenn Sie ein armer Mann wären, was wäre das für ein Gewinn für die Kunst! Ja, wenn Sie uns nackt sitzen könnten! In der nächsten Woche wollen wir Ajax, wie er dem Plixe trotzt, modellieren! Welch herrlichen Ajax müßten Sie abgeben, Jobinard!“

„Sie sollten sich wirklich im Interesse der Kunst opfern,“ meinte ein anderer. „Wenn Sie das täten, müßten die berufsmäßigen Modellsteher verhungern!“

„Meine Herren, meine Herren,“ erwiderte dann der geschmeichelte Jobinard, indem er sein affenartiges Gesicht zu einem häßlichen Grinsen verzog, „ein gütiges Geschick hat mich so geschaffen, wie ich bin.“ Und dabei nahm er eine recht selbstbewußte Haltung ein.

„Was für Beine,“ riefen wir alle wie aus einem Munde.

„Ah, lieber Herr Jobinard,“ bat ich ihn, „wenn Sie uns nur einmal erlauben wollten, Ihre unteren Extremitäten photographieren zu dürfen.“

„Nie, niemals, meine Herren,“ erwiderte hierauf der beförte Jobinard. „Ich interessiere mich nicht für die Kunst. Und außerdem würde es ja unanständig sein! Ich könnte ja an keinem Schaufenster einer Kunsthandlung mehr vorübergehen, ohne ein Konterfei meiner so verhängnisvollen Schönheit sehen zu müssen.“

Von diesem Tage an trug auch Jobinard die Schürze nicht mehr, die in Paris kleinere Gastwirte zu tragen pflegen.

Etwas eine Woche mochte vergangen sein, als Daburon, ich und noch ein dritter Herr in Jobinards Lokal vorsprechen. Wir hatten uns in Frack und weiße Binde geworfen, und als wir Mr. Jobinards ansichtig wurden, begrüßten wir ihn mit einer solch tiefen Verbeugung, als wenn wir bei einem Minister Audienz gehabt hätten.

Der kleine, behaarte Gastwirt war über unsere Formlichkeit nicht wenig verwundert.

„Geehrter Mr. Jobinard,“ begann Daburon, der als unser Sprecher fungierte. „Mr. Jobinard, Sie sehen hier vor sich eine dreigliederige Deputation der Kunst-Studierenden von Paris, deren Zahl sich auf mehr als fünfhundert beläuft. Und wir sind mit einer großen Bitte zu Ihnen gekommen. Leider wissen wir nur zu gut, welche Schwierigkeiten es bieten muß, einen Mann von Ihrer gesellschaftlichen Stellung zu veranlassen, uns Modell zu stehen. Aber, verehrter Mr. Jobinard, ein Mann, der die unteren Extremitäten eines Herkules besitzt, hat nicht nur Vorzüge, nein, er hat auch Pflichten. Seine herrlichen unteren Extremitäten gehören nicht ihm allein, — sie gehören der Gesamtheit. Solche Extremitäten wie die Ihrigen, Monsieur, sind nicht für ein Menschenalter geschaffen, sondern für alle

Beiten; in Marmor ausgemeißelt müssen sie der Nachwelt erhalten bleiben. „Jobinards Beine“ muß ein technischer Ausdruck für die gesamte Kunst werden, und unsere Bitte abschlagen. Monsieur, hieße ein Verbrechen begehen. Selbstverständlich verbleibt Ihnen das Eigentumsrecht an Ihren Beinen. In Gips würden sie vervielfältigt werden und in der ganzen zivilisierten Welt würden sie Käufer finden. Solche Muskeln wie diese hier,“ fuhr er fort, indem er den recht dumm dreinschauenden Jobinard auf die Beine klopfte, „solche Muskeln wie diese hier dürfen der Kunstwelt nicht verloren gehen.“

Diese Rede verfehlte Jobinard in solchen Stolz, daß er förmlich zu bersten schien. Dann streifte er sein dunkles Hosenbein bis zum Knie auf und ein muskulöses, dunkles Bein, das so behaart wie das eines Affen war, wurde sichtbar.

„Sie werden uns unsere Bitte doch nicht abschlagen?“ riefen wir Drei einstimmig.

„Das dürfen Sie nicht wagen,“ setzte Daburon hinzu.

„Meine Herren! Ich willige ein! Ich sehe ein, daß die Kunst mich haben muß. Wann wollen Sie anfangen?“ fragte der arme Jobinard.

„Morgen mittag, wenn es Ihnen recht ist,“ antwortete Daburon und reichte dem kleinen Gastwirt die Hand, die dieser kräftig schüttelte. Dann verabschiedeten wir uns.

Tags darauf begab sich eine große Schaar Akademiker nach Mr. Jobinards Lokal.

„Hierher, meine Herren, hierher, wenn ich bitten darf,“ rief Jobinard und zeigte dabei den Weg nach seinem Hofe.

Wir müssen mindestens an dreißig Mann gewesen sein. Jeder hatte etwas mitgebracht. Da waren vier Säcke mit Gips, mehrere Pflastersteine, eine Menge Eisenstücke, Ziegelsteine und allerhand Zeug in solchen Massen, daß man Jobinard darin hätte lebendig einmauern können. Eine große Masse Gips wurde angefeuchtet, und nachdem die Glieder, deren Erhaltung für die Kunst so unbedingt notwendig war, ihrer schützenden Hülle beraubt waren, wurden sie in den feuchten Brei gesteckt und Unmassen flüssigen Gipses darüber gegossen. Mit großer Sorgfalt wurden das alte Eisen, die Pflastersteine und Ziegel in die noch feuchte Masse, die mindestens einen Meter hoch und einen halben Meter breit waren, hineingebaut.

„Rühren Sie sich nicht, lieber Jobinard,“ rief Daburon. „Der Gips muß erst fest werden. In einer halben Stunde sind wir zurück und bis dahin wird auch die Form fertig sein.“

Mit kerzengradem Rücken saß Mr. Jobinard in der Mitte seines Hofes, und jeden von uns, der an ihm vorüberging, grüßte er mit einer höflichen Verbeugung.

Nach einer Viertelstunde wurde es Mr. Jobinard doch einigermaßen unbehaglich. „Die Form muß fürchtbar schwer sein,“ sagte er zu einem seiner Kellner, der ihm Gesellschaft leistete. „Das brennt wie Feuer und ich kann mich nicht rühren.“

In diesem Augenblick betrat die Schar der Akademiker, mit Daburon an der Spitze, wieder den Hof.

„Es tut weh, meine Herren,“ meinte Jobinard, „mir ist es, als wenn meine Glieder in Stein verwandelt würden.“

„Sie müssen das schon geduldigst aushalten. Denn, mein lieber Herr, ohne mehr oder minder große physische Schmerzen läßt sich in dieser Welt eben nichts erreichen. Nur noch ein paar Minuten, und dann ist die Form so hart wie Marmor. Wir wollen jetzt gleich die Instrumente holen, die wir brauchen, um Sie von der Form los zu machen, lieber Jobinard. Bis zu unserer Rückkehr müssen Sie sich aber vollständig ruhig verhalten,“ tröstete ihn Daburon in recht zärtlichem Tone.

Und jeder von uns warf dem armen Jobinard eine Rußhand zu und abermals verließen wir den Hof, und zwar auf Kimmertwiedersehen. Denn unser Kursus in der Kunstschule war beendet, und am nächsten Tage waren wir bereits in die Ferien gereist.

Zwei volle Stunden wartete Jobinard in Todesängsten auf uns. Dann ließ er einen Steinmeyer holen, der ihn aus seiner steinernen Umhüllung befreite. Der Gips mußte mit einem Hammer entzwei geschlagen werden. Auf Anstiften des verruchten Daburon hatten wir es nämlich unterlassen, die wohlgestalteten Extremitäten unseres Opfers vorher mit Del einzureiben.

Armer Jobinard!

Noch Mens!

Die Loreley kriecht bald e Deutmal geseht
Hoch uff ihrem Felsblock am Rhein,
Es werd viel erivwer, endivwer geschwächt,
Was soll das dann eigentlich sein?
Nix nimmt m'r dann for die Figur als Modell,
E Göttin, e Nix oder Nymph?
Die hatwe minanner nix an, alle Fäll,
Nän Rock un kã Hemd un kã Strümpf!

Es werd aach gestritte, was for Instrument
Sie kriehn soll zu ihrem Bedarf?
E Gittar, womit sie begleite sich könnt,
Harmonika odder e Harf?
Steht sie emol drotwe, dann macht sie vielleicht
Dem Ridderwald gar Konkurrenz,
Un kontme viel Fremde, dann is es erreicht,
Dann is es doch nit for die Gänß!

Germania bei Binge un do die Loreley,
Das werd doch recht schön, wie ich glaub,
Die Dritte im Bunde dort umme dann sei
Das niedliche „Elslein von Caub“!
Es kãm zu zwãã GroÙe, die dort stehẽ schon,
Die liebliche „Rose im Laub“.
En Kamm hot die Loreley, Germania e Kron,
Das „Elslein von Caub“ fregt e Haub!

Mainzer Patern.



Aus den „Tit-Wits.“

Das Buchhaus war ihm lieber. Ein Dieb verübte früh morgens in einer Villa einen Einbruch. Er befand sich im Musikzimmer, als er Fußtritte sich nähern hörte. Schnell versteckte er sich hinter einen alten Wandschirm. Von sieben bis acht Uhr hatte die älteste Tochter Klavierunterricht. Von acht bis neun Uhr nahm die zweitälteste Tochter Gesangstunde. Von neun bis zehn Uhr hatte der älteste Sohn Violinunterricht. Von zehn bis elf Uhr übte der andere Sohn die Flöte. Um elf Uhr versammelten sich sämtliche Geschwister und probten ein ohrenzerreißendes Stück für Piano, Violine und Flöte mit Gesangseinlagen.

Der Dieb wankte um halb zwölf Uhr aus seinem Versteck hervor, fiel auf die Knie und stöhnte mit jämmerlicher Stimme: „Erbarmen! Erbarmen! Verhaften Sie mich, aber hören Sie bloß auf!“

Ein Lehrer war eines Tages über die ungenügenden Antworten eines seiner Schüler sehr ärgerlich. Zuletzt ließ er den Dummkopf vor die Klasse treten, gab ihm zehn Pfennige und sagte zu ihm:

„Marisch! Hole für zehn Pfennige VerstandsgrüÙe!“ Zu des Lehrers Ueberraschung drehte der Junge beim Fortgehen sich um und fragte:

„Soll ich sagen, daß die GrüÙe für Sie kein soll, Herr Lehrer?“

Ein Schulinspektor fragte einen kleinen Knaben:

„Wozu dient die Haut einer Kuh?“

„Damit die Kuh ihr Fleisch darin aufbewahrt.“

Archie: „Sie mal her, was ich für ein begehrter Mann bin; alles dieses sind Einladungen.“

Freund: „Gott bewahre! Alles Einladungen! Was für Einladungen?“

Archie: „Vorzukommen und meine Rechnungen zu bezahlen.“

„Mama“, fragte die kleine Elly, „ist die Feder mächtiger als das Schwert?“

„Natürlich die Feder“, entgegnete die kluge Mutter. „Dein Vater kann doch keine Cheds mit dem Schwerte unterzeichnen.“

„Habe ich Ihnen nicht ausdrücklich gesagt, Anna, daß ich für niemanden zu Hause bin.“

„Das haben Sie gethan, aber die Dame trug den feinsten Hut, welchen ich jemals gesehen habe, und so dachte ich, Sie würden sich freuen, ihn auch mal zu sehen.“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt
Emil Vonnert in Wiesbaden. Verantwortlich für die
Redaktion: Chefredakteur Moriz Schäfer, Wiesbaden.